

*Peter Wolff* **Ein Überleben**



Peter Wolff  
**Ein Überleben**

— *Ein deutscher Jude im 20. Jahrhundert* —

**CONTE**  
**VERLAG**

### **Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-936950-56-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Ausnahmen sind gekennzeichnet.

© CONTE Verlag, 2008

Am Ludwigsberg 80–84

66113 Saarbrücken

Tel: (06 81) 4 16 24-28

Fax : (06 81) 4 16 24-44

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

Verlagsinformationen im Internet unter [www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Umschlag und Satz: Markus Dawo

Lektorat: Petra Stürmer

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken

*Das Gelebte erfährt erst seinen Sinn  
wenn Erlebtes man bringt dahin  
mit eigenen Gedanken so zu verbinden,  
dass Erkenntnisse auch Befriedigung finden.*

*Für meine everloving Susi,  
unsere Kinder Ilan und Dalia  
und in Gedanken an alle meine Kameraden -  
insbesondere an diejenigen, die das  
Nazi-Regime nicht überlebten.*



# Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Prof. Micha Brumlik . . . . .	9
Einleitung . . . . .	13
1 Die Jugend lernt man erst spät schätzen . . . . .	15
2 Der Kriegsausbruch . . . . .	23
3 Judenverfolgung hautnah . . . . .	39
4 Das ABC eines KZs . . . . .	51
5 Das Überleben . . . . .	71
6 Von der Kohlegrube zum Todesmarsch . . . . .	81
7 Raketen und Wehrdienst. . . . .	93
8 Laufen lernen . . . . .	105
9 Neuland . . . . .	111
10 Erneuter Anfang . . . . .	119
11 Treffen der »Ehemaligen« . . . . .	127
12 Tätigkeiten eines Rentners . . . . .	135
Peter Wolff – Kurzbiographie eines »Überlebenden« . . . . .	145
Schülerkommentare. . . . .	147



*Micha Brumlik*  
**Ein mutiger Zeuge**

Es werden in Zukunft immer weniger Zeitzeugen sein, die den Kindern und Jugendlichen an den Schulen der Bundesrepublik Deutschland authentisch von der Zeit des Nationalsozialismus werden berichten können. Die Stimmen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aber sind unersetzbar, wenn es um die Authentizität erfahrenen Lebens und Leidens, der Haft, der Folter und des Überlebens geht. Zeitzeugen berichten nicht von einer vermeintlich neutralen Warte aus, wie »es« wirklich gewesen ist, sondern wie sie es – höchstpersönlich – erfahren haben und können damit mehr an wahrer Information und wahrhaftigem Zeugnis über die Zeit des Nationalsozialismus mitteilen, als es Hunderte von bedruckten Seiten könnten. Die Erfahrung zeigt, dass zumal Kinder und Jugendliche Zeitzeugen mehr trauen und vertrauen als einfachen, von Lehrern vermittelten unterrichtlichen Mitteilungen. Seit langem schon aber ist bekannt, dass trotz der immer noch wachsenden Aufmerksamkeit für Nationalsozialismus und Judenverfolgung an den deutschen Schulen nicht mehr genügend Zeugen leben und auch bereit sind, zu und mit Schülerinnen und Schülern über ihre Erfahrungen zu sprechen.

Umso wichtiger wird es in Zukunft sein, die Stimmen der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen wenigstens indirekt zu vernehmen, ihre Erfahrungen wenn schon nicht selbst zu hören, doch wenigstens lesen und nachlesen zu können. Freilich war es bisher auch nicht allen Zeitzeugen gegeben, sich so auszudrücken und mitzuteilen, dass sehr viel jüngere Generationen diesen Lebensgeschichten folgen können. Damit sie es tun, bedarf es seitens der Zeitzeugen einer großen, langjährigen Erfahrung.

Peter Wolff, dessen Lebensbericht hier vor der Leserschaft liegt, ist ein Mann, der über diese große Erfahrung verfügt, ein Mann, der – seitdem er vor vielen Jahren aus Israel nach Deutschland zurückgekehrt ist – das Gespräch mit einer, mit mehreren jüngeren deutschen Generationen gesucht und gefunden hat. Diese große Erfahrung wird an der Kraft, Prägnanz, Klarheit und auch – ja – Einfachheit seiner Sprache deutlich, einer Sprache, die nichts verheimlicht, die aber andererseits bei aller Offenheit das eigene Leid dennoch dezent, ohne unnötig zu verstören, nachvollziehbar präsentiert. Das liegt nicht zuletzt am Autor selbst, der allen Bedrängnissen und dem kaum nachvollziehbaren Leiden in Auschwitz zum Trotz am Leben nie verzweifelt ist und auch in den bedrängendsten und kaum noch ertragbaren Situationen auf die Kraft menschlicher Bindungen, von Kameradschaft, Freundschaft und Solidarität gebaut und sie auch selbst gelebt hat. Das ist Ausdruck einer heute altmodisch klingenden Haltung, einer Tugend: des Mutes, die etwas ganz anderes ist als Tollkühnheit. Es ist genau diese am Leben nicht verzweifelnde Haltung, dieser Lebensmut, welche diese von vielfältigen Stationen durchzogene deutsch-jüdische Lebensgeschichte, die vom Osten Deutschlands über die Hölle der Vernichtungslager durch die Wirren der Nachkriegszeit bis nach Israel und dann wieder nach Westdeutschland geführt hat, die das vorliegende Buch für die Arbeit vielleicht mit Kindern, sicher aber mit Jugendlichen so besonders empfiehlt. Jugendliche, und das ist aus der Entwicklungsphase, in der sie sich befinden, heraus auch gar nicht anders möglich, sind kaum dazu in der Lage, Erfahrungen wehrloser Ohnmacht hinzunehmen und zu ertragen. Wird aber das Grauen der nationalsozialistischen Vernichtungslager aus der Perspektive eines Menschen geschildert, der dem zum Trotz weder andere noch sich selbst aufzugeben bereit war, dürfte es leichter sein, sich den Erfahrungen des Unvorstellbaren wenigstens anzunähern. Solche Erfahrungen hat Peter Wolff in seinem Lebensbericht mitgeteilt – in einem persönlichen Tonfall gehalten und mit Fotografien aus dem eigenen Leben versehen, liefert es unersetzbares Anschauungsmaterial, das eine Annäherung an die Geschichte des Nationalsozialismus aus der Perspektive jener liefert, die ihn zu erleiden hatten und doch nicht an ihm verzweifelten.

Peter Wolffs Lebensbericht lässt uns hoffen, die Stimmen der Zeitzeugen auch dann noch zu vernehmen, wenn es ihnen nicht mehr gegeben ist, selbst mit der jüngeren Generation zusammenzutreffen.

*Micha Brumlik ist Professor für Erziehungswissenschaften und Publizist. Er lehrt an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main und war Direktor des Fritz-Bauer-Institutes Frankfurt.*



## Vorwort

Ich heiße Peter und möchte etwas über mich berichten. Eigentlich macht mir das Schreiben Spaß. Ich kann einen Brief von drei Seiten schreiben, in welchem nichts drin steht. Kein Problem. Das will ich aber natürlich in diesem, meinem ersten, Buch nicht tun. Ich hätte wohl viel zu erzählen – nicht nur weil ich bereits alt bin und sich Einiges angesammelt hat – es könnte auch sein, dass dies nicht nur mir Spaß machen, sondern auch die Leser und Leserinnen interessieren würde. Ich habe in vielen, voneinander sehr unterschiedlichen und aufregenden Epochen gelebt, welche – jede für sich – vielleicht schon ein Buch füllen könnte. Es waren Zeitspannen, die in ihrer Folge jeweils sehr krasse Gegensätze in ihren Geschehnissen, Ansprüchen, Ein- und Auswirkungen in meinem Leben darstellten. Diese Zeitspannen haben bei jedem Übergang eine Fülle von Umstellungen erfordert. In meinen Schilderungen werde ich versuchen, die Lebensverhältnisse früher und heute und meine damaligen – und auch die aktuellen – Gedanken hierzu festzuhalten.

Als Jude büßte ich meine Jugend in der Zeit des NS-Völkermordes ein. Als KZ-Häftling musste ich unter großem Leiden um mein Überleben kämpfen. Als Israeli musste ich nach der Staatsgründung Israels gegen angreifende arabische Nachbarstaaten kämpfen. Als Student im reiferen Alter musste ich erneut die »Schulbank drücken«. Als Ingenieur hatte ich interessante Positionen in der deutschen Wirtschaft. Als Rentner konnte ich in begrenzten Fachgebieten Deutschland in internationalen Organisationen vertreten. Ebenfalls als Rentner führe ich mit Schulklassen Zeitzeugengespräche zum NS-Regime und nehme als Vorstandsmitglied von Verbänden – soweit angezeigt und möglich – am politischen Leben teil.

Denjenigen, die nun meinen, alles über mich und meine Gedanken zu wissen oder sich ausdenken zu können und keine Zeit mehr mit diesem Buch vergeuden möchten, will ich nicht widersprechen.

Allen anderen möchte ich jedoch nicht abraten, weiter zu lesen.

# 1

## *Die Jugend lernt man erst spät schätzen*

Das Licht dieser Welt erblickte ich 1924 in Berlin. Bald danach zogen wir nach Kattowitz, Oberschlesien, damals wie auch heute zu Polen gehörend. Wir hatten eine schöne große Wohnung in einem großen Mietshaus, welches meinem Opa gehörte. Soweit ich mich entsinnen kann, hatte ich stets ein Kindermädchen. Als ich vier Jahre alt war, bekam ich ein Schwesterchen. Als kleines Kind hatte ich vielen und guten Kontakt mit anderen Kindern des Hauses und lernte dadurch bald die polnische Sprache. Zu Hause aber sprachen wir deutsch. Wir trieben im Hinterhof die üblichen Kinderspiele und kamen alle miteinander bestens aus.

Das Haus lag an einer belebten Straße, die zum Südpark führte. Diese Straße war ziemlich abschüssig und die Straßenbahnen ratterten in beiden Richtungen vorbei. Zu dieser Zeit gab es noch nicht so viele Autos und auch keine Ampeln. Die Verkehrspolizei hatte hauptsächlich an den größeren Kreuzungen – mit gesunden Armbewegungen – den Verkehr in Fluss zu halten. Bei den damaligen Geschwindigkeiten verliefen die Verkehrsunfälle noch glimpflicher und arteten hauptsächlich in Blech- und Glasschäden aus. Die Körperverletzungen konzentrierten sich vorwiegend auf den linken Arm, welchen man aus dem Fenster strecken musste, um die Änderung der Fahrtrichtung anzuzeigen. Die Winker kamen erst viel später – und die Blinker noch später.

Dies alles hat sich nun grundlegend geändert. Die Polizei besitzt heute einen Telefonapparat und erscheint hauptsächlich bei Todesfällen, wo es auf die Verspätung nun nicht mehr so ankommt. Sie wird aber viel lukrativer bei der Lokalisierung von Stehzeugen eingesetzt.

Natürlich gab es damals noch viele Pferdewagen, welche lautstärke- und geruchsmäßig den mit Kraftstoff betriebenen Verkehrsmitteln

bereits haushoch unterlegen waren. Dafür waren die diesbezüglichen Einflüsse der Letzteren haushoch ungesünder. Abgesehen davon hatte man mit den Pferden einen viel innigeren Kontakt über die mit echtem Gefühl gehandhabte Leine, und insbesondere durch ans Pferdeherz gerichtete Zurufe. So konnte man leistungsmäßig so manches PS-chen herausholen, ohne sich beim Futter gleich verausgaben zu müssen. Heute ist nur noch der Fuß am Gaspedal aktiv, während das Auge sofort die gnadenlose Anzeige des steigenden Verbrauchs – sprich »Tankstellenrechnung« – registrieren kann.

Kattowitz ist von vielen Kohlengruben umgeben und die frischgewaschenen Bettlaken – damals noch vorwiegend in weiß gehalten – mussten möglichst staubfrei getrocknet werden. Dies war gar nicht so einfach, was man an den rußigen Fensterscheiben bereits erahnen konnte. Die noch recht seltenen Waschmaschinen hatten noch keine so hohen Schleuderzahlen, um auf eine kleine Restfeuchte zu kommen. Anstelle von Schleudern gab es aber Wringer, die man von Hand mittels einer Kurbel betätigte. Schon damals war Geschicklichkeit gefragt – um nicht mit dem Handtuch gleich den Daumen zwischen die Walzen zu bekommen. Glücklicherweise war es nie der eigene Daumen.

Die Geschicklichkeit begann schon beim Radiohören – wobei die Schwierigkeit nicht beim Hören lag. Man hatte zwar bereits das Rad erfunden, aber noch nicht den Drehknopf um die Frequenz eines Senders einzustellen. Da musste man mit einer Drahtspirale an einem Erzklumpen herumfummeln, um Berlin zu bekommen. Dafür gab es unheimlich wenige Sender, so dass man nicht die Qual der Wahl hatte. Man war aber auch nicht unglücklich, dass man Ecuador nicht über einen Satelliten empfangen konnte.

Auch die Wasserbetten waren noch nicht so in Mode. Dafür legte man frühmorgens das Bettzeug so aus dem Fenster, dass alle Nachbarn feststellen konnten, dass man eine Daunendecke besaß. Mittlerweile kamen schon die ersten Staubsauger auf. Leichter und günstiger war es aber, die Dienstmädchen auf allen Vieren die Dielenbretter schrubben zu lassen.

Anstelle einer Heißwasserleitung aus einer Müllverbrennungsanlage musste man sich rechtzeitig Kohle oder Brickets in den Keller schippen lassen. Diese kamen zwar eimerweise, aber nicht mit dem Aufzug in die sechste Etage. Jedes Zimmer hatte einen großen Kachelofen, an dem man sich den Rücken wärmen konnte.

Es gab damals viele Dinge, die man heute vergeblich suchen würde. Vor allem gab es auch Zeiten, die so mancher heute vermissen würde. Ich möchte mit diesen letzten Ausführungen eigentlich nur nachdrücklich betonen, dass die normale Lebensart zu jeder Zeit zwar anders, aber dennoch immer die Wunderschönste war. Und was haben unsere Großeltern bereits damals über die große Steuerlast gestöhnt – sie kannten noch nicht die Mehrwertsteuer von 19 Prozent! Bei der damaligen Robustheit der Produkte wäre eine »Mehrwert«-Steuer wohl auch eher angebracht gewesen, als heute. Da ist es wie beim Friseur, wo einem ja nur etwas abgenommen und dessen Mehrwert am Fußboden zusammen gekehrt wird.

Mein Opa war Tischlermeister und betrieb im Hinterhof eine Möbeltischlerei. Daneben gab es noch eine Glaserei und eine Kunstschule, in der junge Leute im Malen und/oder im Zeichnen ausgebildet wurden. Noch bevor ich in die Schule kam, weckte die Tischlerei mein Interesse und soweit man es zuließ schaute ich den Gesellen bei ihrer Arbeit zu. Der Glasermeister besaß damals das einzige Auto im Haus, welches wir alle sehr bewunderten. Außen angebracht: eine Hupe mit einem Gummiball zum Drücken, die große Handbremse, zwei Karbidlampen für die Nachtfahrten, ein Reserverad und alles schön rechteckig.

Unser Haus hatte viele Stockwerke und einen langen und unbeleuchteten Keller. Dort spielten wir Kinder oft »Fischlein im Dunkeln«. Nicht weit war es zum Südpark, der sehr hügelig war und im Winter eine schöne Rodelbahn besaß, welche wir ausgiebig nutzten.

Die Großeltern wohnten ein paar Häuser bergauf und ich besuchte sie oft. Als meine Schwester noch im Kinderwagen gefahren wurde, ließ ich sie mal, nach einem Besuch bei den Großeltern, im Wagen auf der Fahrbahn der Straße allein den Berg hinabrollen. Das Rollen

steigerte sich sehr schnell in eine rasante jedoch unkontrollierte Fahrt im Straßenverkehr und ich konnte den Wagen auch nicht mehr einholen. Dennoch musste ich wohl viel Spaß empfunden haben. Nicht so aber aufmerksame Passanten, welche glücklicherweise den Kinderwagen anhielten. Es wäre nicht auszudenken, welche Folgen dies bei dem heutigen Straßenverkehr gehabt hätte. Meine Schwester hat dies überhaupt nicht mitbekommen, sonst wären wir wohl bis heute geschiedene Leute. Sollte sie diese Zeilen lesen, so kann ich nur auf ein spätes Verständnis hoffen.

In den ersten drei Schuljahren besuchte ich eine deutsche Schule im Norden der Stadt Kattowitz. Mit Hitlers Machtergreifung 1933 wurde ich in eine polnische Schule versetzt. Ich war nie ein guter Schüler und hatte bereits ziemlich früh private Nachhilfe in unserer Wohnung. Sie war ein junges Fräulein, die dabei immer am warmen Kachelofen stand und in der Nase popelte, was meiner guten Kinderstube gar nicht entgegenkam – es war noch die Zeit vor den Papiertaschentüchern (Heute: reißfest und zart). Wie effektiv dieses Fräulein war, kann ich nicht mehr genau ermessen – jedenfalls brauchte ich keine Klasse zu wiederholen. Nach dem sechsten Schuljahr kam ich auf das naturwissenschaftliche Gymnasium. Wir trugen alle, das heißt jeder für sich, einen dunklen Schulanzug und eine besondere Schirmmütze, worauf ich sehr stolz war. Den Schulweg konnte ich bequem zu Fuß zurücklegen. Wir waren drei jüdische Jungs in dieser Klasse und mussten uns oft mit anderen Klassenschülern rumprügeln. Was sich damals bereits in Deutschland hinsichtlich der Judenverfolgung abspielte, hörte ich nur ab und zu über das Radio. In Polen war die Bevölkerung immer schon ziemlich antisemitisch eingestellt gewesen. Dies gaben die Eltern der jüngeren Generation unverhohlen mit.

Daher kam ich schon ziemlich früh zu einer jüdischen Jugendverbindung. Es waren die jüdischen Pfadfinder, die in diesem Fall auch bereits einen Pfad gefunden hatten. Nämlich die Vorbereitung zur Auswanderung in das damalige Palästina. Wir lernten etwas hebräisch, sangen hebräische Lieder und hatten laufend Treffen der jeweiligen Alters-